

Citation style

Depkat, Volker: Rezension über: David Avrom Bell / Yair Mintsķer (eds.), *Rethinking the Age of Revolutions. France and the Birth of the Modern World*, New York: Oxford University Press, 2018, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 48 (2021), 3, S. 627-631, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/3667b83fec0543048575c32e8e20326f>



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

reiste, waren seine Position im europäischen Rangsystem und entsprechend die ihm gebührende Anrede aus der Sicht des kaiserlichen Hofes unklar. Hennings untersucht die Strategien, die in einer solchen Situation angewandt wurden, mit einem besonderen Blick auf die „theatricality of diplomatic discourse“ und die Frage, welches Publikum für welches Zeremoniell zugelassen war und – wichtiger noch – welches Zeremoniell vor welchem Publikum möglich erschien. Hennings unterscheidet drei „Bühnen“, welche die Kommunikation unterschiedlicher, teilweise konfligierender Botschaften möglich machten: Die öffentlich abgehaltene Audienz bei Hofe versprach eine besonders starke Gültigkeit der kommunizierten Zeichen und damit eine feste Hierarchisierung aller Beteiligten und war deshalb besonders heikel. Private Treffen ermöglichten ein größeres Entgegenkommen und kommunizierten die Idee von zwei gleichrangigen Monarchen im Gespräch. Schließlich wurde auch geheim verhandelt, als es um konkrete politische Interessen und Allianzen ging. Quer zu diesen Bühnen oder Ebenen steht ein weiteres Element der Kommunikation zwischen den Herrschern: Peters Inkognito, das Hennings überzeugend nicht als individuelle Eigentümlichkeit des Zaren interpretiert, sondern – und er folgt hier erneut Krischer – als nützliche und keineswegs ungewöhnliche Strategie, um unklare oder strittige Hierarchien nicht zeremoniell kommunizieren zu müssen.

Insgesamt ist dies ein sehr dichtes, klug geschriebenes und inspirierendes Buch, das mit seiner konsequent kulturhistorischen Betrachtung sicherlich viele wichtige Einsichten für alle Frühneuzeithistoriker bietet, insbesondere aber die Perspektive auf Russland vor, während und nach Peter I. auf wertvolle Art bereichert.

Martina Winkler, Kiel

Bell, David A. / Yair Mintzker (Hrsg.), *Rethinking the Age of Revolutions. France and the Birth of the Modern World*, New York 2018, Oxford University Press, XXIX u. 287 S. / Abb., £ 64,00.

Vallance, Edward (Hrsg.), *Remembering Early Modern Revolutions. England, North America, France and Haiti (Remembering the Medieval and Early Modern Worlds)*, London / New York 2019, Routledge, XI u. 222 S., £ 90,00.

Die frühneuzeitlichen Revolutionen, ihr Verhältnis zueinander und ihre Bedeutung für die Herausbildung der (politischen) Moderne sind weiterhin ein zentrales Thema der historischen Forschung. Die Auseinandersetzung mit ihnen ist seit Jahrzehnten durch eine Reihe von Paradigmen bestimmt: die Entstehung des Naturrechtsliberalismus aus dem Geist der radikalen Aufklärung; der Wertehimmel des „klassischen Republikanismus“ und sein Verhältnis zu Liberalismus und Demokratie; die Entstehung einer „public sphere“ und deren Auswirkung auf öffentliche Kommunikation und politische Kultur sowie die geschichts- und erinnerungspolitischen Dimensionen der frühneuzeitlichen Revolutionen. Diese Deutungsrahmen sind durch den Blick der neueren revolutionshistorischen Forschung auf neue Akteursgruppen wie beispielsweise Frauen, neue Länder und Regionen wie etwa Haiti und transnationale Verflechtungszusammenhänge insbesondere im atlantischen Raum erweitert, modifiziert, verkompliziert oder in Teilen dekonstruiert worden. Gleichwohl bestimmen sie – nicht zuletzt in Ermangelung neuer Paradigmen – weiterhin den Gang der historiographischen Auseinandersetzung mit den frühneuzeitlichen Revolutionen. In diesem Kontext sind die hier angezeigten Bände zu bewerten.

Der von Bell und Mintzker herausgegebene Band „Rethinking the Age of Revolutions“ vereinigt acht Beiträge, die zentrale Themen der aktuellen Forschung zur

Französischen Revolution so problemorientiert wie quellen- und literaturnah aufarbeiten. Eine über den jeweiligen Beitrag hinausgehende thematische Klammer gibt es nicht. Das ist allerdings nicht unbedingt zum Schaden des Bandes, dessen Beiträge den Horizont aktueller Forschungen quellen- und literaturnah abschreiten und profunde Einblicke in zentrale Themen und Grundprobleme eröffnen.

Dan Edelstein untersucht in seinem Beitrag das unaufgelöste Spannungsverhältnis von individuellen Grund- und Menschenrechten einerseits und den kollektiv gefügten Rechten der Nation andererseits, die in den revolutionären Diskursen beide gleichermaßen als Begründung für den Widerstand gegen die Monarchie bedeutsam waren. Deutlich wird auch, dass beides – die Rechte des Individuums und die der Nation – von den französischen Revolutionären nicht so sehr ‚erfunden‘ als vielmehr in Traditionen, die bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen, wiederentdeckt wurden.

Paul Friedland geht der Frage der Menschenrechte in zwei bislang wenig beachteten Revolutionen in der Karibik (Grenada und Sankt Lucia) nach und kann zeigen, dass die Kategorie „race“ für die vielfach als „Sklavenrebellion“ charakterisierten Geschehniszusammenhänge eine nur begrenzte Erklärungskraft hat, weil sich die revolutionären Frontstellungen in der Karibik eher aus der jeweiligen Haltung der antagonistischen, aber ethnisch gemischten Lager zur Französischen Revolution und der Erklärung der universalen Menschenrechte ergaben.

Zwei Beiträge des Bandes leuchten Dimensionen der sich im 18. Jahrhundert formierenden „public sphere“ aus, die bislang kaum als Manifestation der medien- und kommunikationsgeschichtlichen Transformationen des Zeitalters begriffen worden sind: Antoine Lilti zeichnet nach, wie im 18. Jahrhundert um Persönlichkeiten wie Marie-Antoinette eine Kultur der Berühmtheit („celebrity culture“) entstand, die dann auch zu einem integralen Bestandteil der revolutionären Öffentlichkeit wurde, wo sie neue Mechanismen der Machtausübung und neue Formen der emotionsgeladenen Gefolgschaft ermöglichte. Der Aufsatz von David A. Bell entwickelt anhand der Beispiele von Peter dem Großen, Pasquale Paoli, George Washington und Napoleon den Typus des charismatischen Revolutionsführers, der ohne die medien- und kommunikationsgeschichtlichen Transformationen des 18. Jahrhunderts nicht möglich gewesen wäre. Es wäre wohl allerdings noch genauer zu überlegen, wie der Begriff „revolutionär“ im Lichte dieses Personaltableaus zu definieren wäre.

Zwei weitere Aufsätze des Bandes untersuchen historiographiegeschichtliche Themen. Darrin M. McMahon erörtert, inwiefern die Prämissen und Wertideen der Aufklärungsphilosophie die Grundlagen für in der Idee des „großen Einzelnen“ ankernde Geschichtsbilder gelegt haben, während sich Joseph Zizek mit der angestrebten Suche der revolutionären Zeitgenossen nach neuen Formen der Geschichtsschreibung beschäftigt, die die grundstürzenden Erfahrungen der Revolutionszeit zu fassen vermochten. Dabei gräbt Zizek ein buntes Mosaik heute zum Großteil vergessener historiographischer Experimente aus, denen freilich gemeinsam war, dass sie die Vergangenheit nur als tragisch und die Zukunft nur als Utopie zu fassen vermochten.

Howard G. Brown rekonstruiert in seinem Beitrag die Genese und politische Funktionalisierung des Vorstellungsmodells einer jakobinischen „Herrschaft des Terrors“ nach dem 9. Thermidor. Die diskursiven Strategien, Bilder und Topoi, mit denen die Gewalt der Jakobinerherrschaft nach deren Ende repräsentiert wurden, übersteigerten demnach das quantitative Ausmaß und die regionale Reichweite der Gewalt stark und trugen dazu bei, das Bild einer traumatisierten Nation zu konstruieren.

Der letzte Beitrag des Bandes von Sophia Rosenfeld greift aus konsumgeschichtlicher Perspektive auf die Französische Revolution zu und fragt danach, welche Folgen die in der Ausweitung des Warenangebots im 18. Jahrhundert gründende Kultur der Wahlfreiheit für das politische Denken und Handeln der Zeitgenossen in der Französischen Revolution hatte. Mit diesem Beitrag kommt der Band der Erprobung eines neuen Forschungsparadigmas am nächsten: Im Zentrum steht der Sozialtypus des „citizen-consumer“, mit dem das eigenständige Treffen informierter (Konsum-)Entscheidungen unter den Bedingungen steigender Auswahlmöglichkeiten zu einem vopolitischen Habitus wurde, der während der Revolution dann möglicherweise auch auf das Feld der Politik ausgriff. Mehr als eine kritische Annäherung an dieses Paradigma sind die tastenden Überlegungen Rosenfelds freilich nicht.

Bietet „Rethinking the Age of Revolutions“ einen bunten Blumenstrauß an Themen, so hat der von Edward Vallance herausgegebene Band „Remembering Early Modern Revolutions“ einen klaren Fokus: Die in ihm versammelten elf Beiträge erörtern erinnerungs- und geschichtspolitische Prozesse, die auf frühneuzeitliche Ereignisfolgen bezogen sind, die entweder von den Zeitgenossen selbst in rückblickender Erinnerung oder von der Historiographie als „Revolution“ klassifiziert wurden. Konkret geht es um die Zeit des Englischen Bürgerkriegs sowie um die Revolutionen in Nordamerika, Frankreich und Haiti. Mit dieser Zusammenstellung wird, wie der Herausgeber einleitend feststellt, behauptet, dass sich diese Ereignisfolgen tatsächlich als „Revolutionen“ fassen lassen und dass „shifts in public memory“ und „the self-consciousness of revolutionaries“ entscheidende Kriterien für die Klassifizierung historischer Ereignisfolgen als Revolutionen sind (1). Diese erinnerungs- und geschichtspolitische Dynamik sei auch der Grund dafür, dass die Bewertung einer historischen Ereignisfolge als „Revolution“ selbst dem erinnerungsgeschichtlichen Wandel unterworfen sei. Das macht Vallance einleitend am Beispiel der Glorious Revolution von 1688/89 deutlich, deren einst überragende Bedeutung als „Englische Revolution“ durch die revolutionsvergleichende Forschung der letzten Jahrzehnte so stark zurückgenommen worden sei, dass sie inzwischen nur noch als ein Abschnitt in dem viel größeren Geschehenszusammenhang von Bürgerkrieg und Interregnum in England erscheine. Der Abwertung der „events formerly known as the Glorious Revolution“ (2) stehe eine sich aus der Erfahrung der Zeitgenossen und der rückblickenden revolutionsvergleichenden Forschung ergebende Aufwertung des Englischen Bürgerkriegs zu einer „French-style revolution *avant la lettre*“ gegenüber (1).

In diesem konzeptionell-thematischen Rahmen sind die Beiträge des Bandes angeordnet, die sich teils mit der zeitgenössischen Wahrnehmung und Bewertung der genannten historischen Ereignisfolgen als Revolutionen beschäftigen, teils mit den späteren erinnerungs- und geschichtspolitischen Kontexten, in denen auf die als Revolutionen bezeichneten Ereignisfolgen zurückgeblickt wurde, und hin und wieder geht es auch um die Geschichte der Erforschung der Revolutionshistoriographie.

Die ersten drei Beiträge des Bandes beschäftigen sich mit erinnerungs- und geschichtspolitischen Aspekten des Englischen Bürgerkriegs. Edward Legon untersucht, wie sich die einstigen Parlamentarier und Republikaner in der Zeit der Restauration (von etwa 1660 und 1685) unter der Formel „the good old cause“ an den Englischen Bürgerkrieg erinnerten. Dabei kann er zeigen, dass die so perspektivierte Erinnerung in der Zeit der Restauration ein großes Potential zur politischen Mobilisierung gegen Monarchie und anglikanische Staatskirche hatte. Der folgende Beitrag von Ian Atherton rekonstruiert, wie und mit welchen zeremoniellen Praktiken die Zeit des Englischen Bürgerkriegs auf lokaler Ebene in städtischen Räumen nach 1660 erinnert wurde und welche erinnerungspolitischen Kontroversen dabei aufscheinen. Im dritten

Beitrag untersucht Edward Vallance das 1798 in zwei Bänden erschienene und bislang nur wenig beachtete biographische Werk „Lives of the Regicides“ von Mark Noble als Akt der Erinnerung an die Hinrichtung Karls I. zur Zeit der Französischen Revolution.

Drei weitere Beiträge haben die Amerikanische Revolution zum Gegenstand. Steven Sarson analysiert die Funktion von Bezugnahmen der amerikanischen Revolutionäre auf die Glorious Revolution. Charles W. A. Prior zeigt, wie die Kolonisten in Britisch-Nordamerika ihre Rechte auf Landbesitz auf ihr ‚Recht als Eroberer‘ gründeten und damit sowohl den Souveränitätsanspruch der Krone als auch die Besitzansprüche der American Indians zurückwiesen. Ghislain Potriquet rekonstruiert in seinem historiographiegeschichtlichen Beitrag den komplizierten und widersprüchlichen Weg, auf dem die französische Geschichtswissenschaft zu einer Form der Auseinandersetzung mit der Amerikanischen Revolution gelangte, die diese ganz unabhängig von der Französischen Revolution in ihrem Eigengewicht reflektierte.

Die folgenden drei Beiträge thematisieren erinnerungs- und historiographiegeschichtliche Dimensionen der Französischen Revolution. Emilie Mitran rekonstruiert aus dem Tagebuch von Gouverneur Morris, der von 1792 bis 1794 als Nachfolger Thomas Jeffersons US-Botschafter in Frankreich war, wie dieser die Ereignisse der Französischen Revolution wahrgenommen und wie er sie auch im Vergleich zur Amerikanischen Revolution sinnstiftend gedeutet hat. Myriam-Isabelle Ducrocq beschäftigt sich am Beispiel der französischen Übersetzungen der Werke James Harringtons mit der Präsenz des englischen republikanischen Denkens der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Frankreich des 18. Jahrhunderts und zeichnet dessen Einfluss auf die politischen Debatten der Zeit nach. Stéphanie Roza erörtert die durch die Schriften Philip Buonarottis gesteuerte Rezeption von Gracchus Babeuf und seiner „Verschwörung für die Gleichheit“ in kommunistischen Kreisen im Frankreich der 1840er Jahre und fragt nach deren Auswirkungen auf die Formierung eines kommunistischen Welt- und Revolutionsverständnisses.

Mit den letzten beiden Beiträgen trägt der Band der Erweiterung des Begriffs „atlantische Revolutionen“, der vor allem den Arbeiten Wim Kloosters zu verdanken ist, Rechnung und beschäftigt sich mit den revolutionären Ereignissen in Haiti. Chelsea Stieber dekonstruiert in ihrem Beitrag den die Historiographie zur Haitianischen Revolution lange Zeit dominierenden „republikanischen Mythos“ und legt in ihrer Auseinandersetzung mit dem 1886 erschienenen revisionistischen Geschichtswerk „Les Constitutions d’Haïti“ von Louis Joseph Janvier ganz unterschiedliche und teils gegenläufige Deutungsmuster und Geschichtsnarrative frei, die sowohl die militärisch-autoritären Ordnungsvorstellungen als auch die auf die Stabilisierung einer auf Zwangsarbeit beruhenden Plantagenökonomie hinauslaufenden Entwicklungsstränge des haitischen Unabhängigkeitskampfes thematisieren. Diese Aspekte der Geschehensfolge waren in einer dem „republikanischen Mythos“ verpflichteten Geschichtsschreibung vollkommen aus dem Blick geraten. Die Geschichte der politischen Emanzipation Haitis ist demnach nicht nur komplex, widersprüchlich, gewaltsam und hochgradig kontrovers, sie steht auch unter ganz eigenen Voraussetzungen, die durch die globalgeschichtliche Einordnung in ein Zeitalter der demokratischen Revolutionen verdeckt werden. Kate Hodgson untersucht die Entwicklung der in den 1840er Jahren in Haiti entstehenden „fête nationale“ als einen Erinnerungsort, auf dem Charakter, Bedeutung, Verläufe und Ergebnisse der Haitischen Revolution bis in 20. Jahrhundert hinein im Spannungsfeld von Gründungsmythen, republikanischen Idealen und fort-dauernden sektionalen und ideologischen Konflikten immer wieder neu ausgehandelt wurden.

Ein Nachwort von David Andress, das die Beiträge in einen Zusammenhang bringt, einige über die Beiträge verstreute Deutungslinien zusammenzieht und einen Ausblick auf zukünftig zu leistende Forschungen bietet, runden einen Band ab, der mich insgesamt mit gemischten Gefühlen zurücklässt. Der Frageansatz des Bandes ist sehr interessant, und das Buch enthält viele schöne Einzelleistungen, die spannende Forschungsperspektiven eröffnen, wobei insbesondere die Einbeziehung der Englischen und der Haitischen Revolution besonders ergiebig ist. Allerdings stehen die Beiträge allen Bemühungen in Einleitung und Nachwort zum Trotz doch eher locker verbunden nebeneinander und bewegen sich zudem auf sehr unterschiedlichen Ebenen, so dass die einleitend formulierte starke These, dass Erinnerung darüber entscheidet, was als Revolution gilt, in den Beiträgen nicht systematisch und stringent genug erörtert wird. Dazu hätte es für meine Begriffe einer gründlichen kategorialen Auseinandersetzung mit den Inhalten, Formen, Medien und Praktiken von Erinnerung bedurft. Auch hätte eine konsequenter Unterscheidung zwischen emischen und etischen Perspektiven auf die frühneuzeitlichen Revolutionen die Analyse geschärft. Das hätte auch bedeutet, das Verhältnis von „Erinnerung“ und „Historiographie“ als zwar aufeinander bezogene, aber doch voneinander zu unterscheidende Formen des Vergangenheitsbezugs viel genauer bzw. überhaupt erst einmal zu reflektieren. Auch dieses Verhältnis entscheidet darüber, welche Ereignisfolgen als „Revolution“ zu klassifizieren sind und wie diese Klassifikation begründet wird.

Volker Depkat, Regensburg

Mokhberi, Susan, The Persian Mirror. French Reflections of the Safavid Empire in Early Modern France, New York 2019, Oxford University Press, XI u. 223 S. / Abb., £ 47,99.

In ihrem handlichen, jedoch materialreichen Buch behandelt die Autorin die Wahrnehmung des Safaviden-Reichs und die Verarbeitung der zeitgenössischen Informationen über Persien im Frankreich Ludwigs XIV. Die Studie reiht sich damit ein in ein mittlerweile wachsendes Portfolio von Arbeiten über den Orientalismus in Frankreich im Zeitalter des „ersten“ französischen Kolonialreichs. Die titelgebende Metapher des Spiegels soll ausdrücken, dass sich Frankreich beim Betrachten Persiens vorrangig selbst wahrnahm. Insofern Mokhberi vor allem die Vielfalt und Wandlungsfähigkeit der französischen Persienwahrnehmung betont, sollte der Spiegel weniger als realistisches Ab- denn vielmehr als Zerrbild verstanden werden, das je nach Intention desjenigen, der in ihn hinein bzw. auf Persien blickte, unterschiedliche Bilder zurückwarf. Weil diese Konzeption weder theoretisch noch empirisch gänzlich neu ist, darf gefragt werden, wo Mokhberi ihre eigenen Erkenntnisschwerpunkte setzt: Aus Sicht des Rezensenten ist die bedeutsamste These der Autorin in der mehrfach getätigten Aussage zu sehen, dass die Franzosen beim Blick auf Persien sehr viel häufiger als oft unterstellt vor allem die Gemeinsamkeiten und Parallelen der Safaviden- und Bourbonenherrschaft betonten. Statt pauschal ein „Othering“ zu betonen und am Exotismus vorwiegend die Lust am Fremden herauszustellen, insistiert die Autorin häufig darauf, dass um 1700 begeistert die Parallelen und die kulturelle Nähe der beiden Reiche herausgestellt wurden.

Das Buch hat sieben Kapitel, die – teilweise in Gruppen zusammenhängend – jeweils eigene Quellenbestände und Kontexte beleuchten. Zunächst (8–25) werden Reise- und Missionsberichte daraufhin untersucht, wie sie Persien präsentierten, insbesondere die Texte Jean Chardins. Es folgt ein Kapitel über Persien in der Literatur (Gulistan, 1001 Nacht) sowie die königlichen Anstrengungen zur Erzeugung Persien-bezogener Kunstwerke (26–43). In diesem Kapitel wird vor allem herausgearbeitet, welche Rolle